
Sozialisationsprozesse als Dynamik der Strukturgesetzlichkeit der ödipalen Triade und als Prozesse der Erzeugung des Neuen durch Krisenbewältigung

Ulrich Oevermann

1 Strategische Vorbemerkung

Der Ausgangspunkt für meine Überlegungen ist ebenso einfach wie vermessen. Jede Erzeugung des Neuen bzw. Emergenten in der Geschichte unseres Planeten ist letztlich das Ergebnis einer Krisenbewältigung. Und die Erklärung der Entstehung des Neuen ist zumindest ab dem Abstraktionsniveau der Erfahrungswissenschaften vom Leben, erst recht für die Humanwissenschaften das zentrale Problem, an dem sie sich zu bewähren haben. Innerhalb des Gegenstandsbereichs der Humanwissenschaften ist die Sozialisation des Einzelexemplars der Gattung als der Bereich anzusehen, in dem die Erzeugung des Neuen qua Krisenbewältigung sich vor allem abspielt, und es wäre entsprechend von vornherein eine kategoriale Fehlleitung ersten Ranges, wenn sich die Sozialisationsforschung diesen leitenden Gesichtspunkt nicht zu eigen machen würde.

Aber zur Begründung dieser Ausgangskonstellation bedarf es einer längeren Herleitung.

Schon die Evolution des biologischen Lebens, die Entstehung der Arten, ist wesentlich geprägt durch diesen Zusammenhang von Krisenbewältigung und Entstehung des Neuen. Und es läßt sich daran von vornherein etwas nur scheinbar Paradoxes beobachten: Selbst dann, wenn die Emergenz von etwas Neuem im Leben der Gattungen gar nicht wie eine Krisenbewältigung aussieht, weil eine

U. Oevermann (✉)

Johann Wolfgang Goethe-Universität Frankfurt a. M., Frankfurt a. M., Deutschland

E-Mail: Oevermann@soz.uni-frankfurt.de

© Springer Fachmedien Wiesbaden 2014

D. Garz, B. Zizek (Hrsg.), *Wie wir zu dem werden, was wir sind*,

DOI 10.1007/978-3-658-03539-6_2

vorausgehende Krisenkonstellation nicht anschaulich gegeben war, die mit dieser Emergenz bewältigt oder gelöst wird, ist die Bewährung des entstandenen Neuen in der schlichten Gegebenheit seines Fortbestandes in sich zwingend die hinreichende Evidenz dafür, daß sich durch diese Veränderung etwas gelöst hat, was zuvor ein ungelöstes Problem war und mithin durch die Faktizität der Veränderung selbst nachträglich als Krisenkonstellation gelten muß, auch unabhängig von der Bedingung einer anschaulichen aktuellen Gegebenheit und Dramatik. Damit hängt zusammen, daß häufig erst im Lichte der Neuerung, z. B. im Falle von emergenter Erkenntnis in deren neuen Kategorien nachträglich deutlich wird, worin das gelöste Problem, die bewältigte Krise bestand.

2 Klonale vs. sexuelle Reproduktion der Gattung

Für Entwicklung und Sozialisation ist in der Evolution ein entscheidender Veränderungsschritt in dem Übergang *von der klonalen zur sexuellen Reproduktion* vollzogen, durch den mit der sexuellen Reproduktion ein in sich zentraler Mechanismus der Erzeugung des Neuen entstanden ist.

Die entscheidende Differenz der sexuellen zur klonalen Reproduktion besteht darin, daß nunmehr zwei Eltern zur Reproduktion eines Nachwuchs-Exemplars notwendig sind, ein weiblicher und ein männlicher. Das ist für sich zunächst ein evolutiver Nachteil, weil nunmehr zwei Exemplare der Gattung für dieselbe Erzeugung des Nachwuchses erforderlich sind, die zuvor von einem Exemplar geleistet wurde; der in Rede stehende Übergang also insofern unökonomisch ist. Es muß daher für die unökonomische sexuelle Reproduktion, die sich mit der bis heute nachwirkenden ‚Überflüssigkeit‘ des Vaters verbindet, einen evolutiven Vorteil geben.¹ Dieser Vorteil ergibt sich vor allem daraus, daß sich mit der Differenz von diploid/haploider Meiose bei der Befruchtung zur allein diploiden Mitose der Teilung von Körperzellen eine gewaltige Öffnung des Spielraums für Variationen des jeweiligen Genoms des Nachwuchses verbindet. Dieser Spielraum stellt sich durch die enorm erweiterten Möglichkeiten der Rekombination des Genoms der Eltern bei jeder Fortpflanzung her. Während die Ein-Eltern Nachkommen in der klonalen Reproduktion genomisch so gut wie genaue Replikate des Eltern sind und Variationen ausschließlich durch Mutationen und umweltbedingte Veränderungen

¹ Ich muß hinzufügen, daß ich als evolutionsbiologischer Laie und als Soziologe mich hier leichtfertig verhalten darf, wenn ich eine äußerst schlichte funktionalistische Deutung für einen evolutiven Übergang vornehme, dessen Deutung innerhalb der Evolutionsbiologie nach wie vor ein äußerst komplexes Problem darstellt.

in der Epigenetik zustande kommen, sind die Ausgänge in der sexuellen Fortpflanzung viel variationsreicher und unsicherer, weil das in der Meiose programmierte Genom des Nachwuchsexemplars mehrere Möglichkeiten annehmen kann. Das drückt sich u. a. darin aus, daß das Genom von Geschwistern in der sexuellen Reproduktion – jenseits des Bereichs, der für alle Exemplare der Gattung als identisch festgelegt ist – nur zu einem Viertel übereinstimmt. Was ist nun der Vorteil davon? Daß in der sexuellen Reproduktion ein viel größeres Potential von Möglichkeiten enthalten ist, deren Manifestation gewissermaßen Erneuerungsvorschläge sind, die sich, sollten sich die umweltbedingten Anforderungen verändern, als nützlich erweisen können und als solche unter Selektionsdruck dann vorherrschend werden. Demgegenüber sind die Erzeugnisse der klonalen Reproduktion viel starrer.

Das ist der Grund für das scheinbare Paradox, daß die klonale Reproduktion auf der einen Seite entwicklungsgeschichtlich viel älter ist als die sexuelle, daß aber auf der anderen Seite die Gattungen, die gegenwärtig als klonal sich reproduzierende überlebt haben, im Schnitt entwicklungsgeschichtlich jünger sind als die sexuell sich reproduzierenden. Denn diese letzteren haben ein höheres Potential, sich an sich verändernde Umweltbedingungen anzupassen als die ersteren und deshalb auch eine bessere Überlebenschance. Sie sind gewissermaßen weniger konservativ als die klonal sich reproduzierenden Arten. Die sexuelle Reproduktion eröffnet also evolutionslogisch geradezu paradigmatisch einen Weg in die Pluralisierung. Durch sie werden den Umweltveränderungen gewissermaßen pluralistisch möglichst viele Ideen angeboten und so wird die Evolution erheblich beschleunigt. Schon Darwin realisierte, daß die Mutationen als Quelle von emergenten Alternativen für die Geschwindigkeit der Evolution nicht ausreichen. Heute wissen wir, daß vor allem die Rekombination des Genoms durch die sexuelle Reproduktion dafür verantwortlich ist, zu der inzwischen immer mehr die Nachweise für eine epigenetische Anpassung an Umweltbedingungen im Laufe der individuellen Lebensgeschichte, vor allem an ihren Anfängen, hinzukommen, gewissermaßen ein Wiederaufleben des alten Lamarckismus im neuen Gewande.

Allein diese Pluralisierung durch sexuelle Reproduktion, gewissermaßen deren basale Erweiterung des fruchtbaren Antagonismus von Kontraktivität und Ähnlichkeit im Wechselspiel von Paarung und Deszendenz bzw. von Allianz und Affiliation, führt schon in die Evolution ein Analogon zu Schumpeters berühmtem Theorem der fruchtbaren Zerstörung als Mechanismus des kapitalistischen Wirtschaftens ein. Dafür zahlt die Evolution den Preis der Verdopplung der Eltern bzw. die Erweiterung der Fortpflanzung um die Beteiligung eines männlichen Parts, aus dem aber nicht nur eine quantitative Verdopplung hervorgeht, sondern auch eine qualitative Transformation.

3 Die Geschlechtsdifferenz und die Geschlechterspannung

Denn dieser männliche Part behält einerseits, in der Gestalt der zahllosen, für sich einzeln gewissermaßen wertlos umherschweifenden Spermien anschaulich bleibend, seine ursprünglich unnütze quantitative Erweiterung bei, im Vergleich zur viel wertvolleren, auch in der Regel viel größeren und vor allem quantitativ viel begrenzter produzierten weiblichen Eizelle, bringt aber andererseits etwas ganz Neues hervor: die *Alterität*, gewissermaßen das Urbild des Anderen. Denn mit der Geschlechtsdifferenz, dem sexuellen Dimorphismus in Physiologie, Morphologie und Anatomie tritt die grundsätzliche Geschlechterspannung in die Welt, eine Polarität, aus der eine grundlegende Dialektik hervorgeht. Denn sie ist nicht einfach wie eine klassifikatorische Differenz z. B. von blau und braun bei der Augenfarbe. Denn wenn man die männlichen Exemplare wegnehmen würde, wären die verbleibenden weiblichen sinnlos und vice versa. Sie ist deshalb aber auch nicht eine einfache Polarität wie der symmetrische Pendelschlag von rechts nach links und wieder nach rechts. Aber auch nicht wie der asymmetrische Gegensatz von Licht und Dunkel bzw. Tag und Nacht, mit Bezug auf den es sinnlos wäre zu sagen, Licht bzw. taghell ist ein Zustand, bei dem die Dunkelheit fehlt, während es umgekehrt Sinn macht, zu sagen, der Zustand der Dunkelheit entsteht aus dem Fehlen von Licht. Auch wenn die Geschlechterdifferenz einiges von dieser Asymmetrie analog zu der von Aktiv und Passiv an sich hat, so ist sie doch überwölbt von der Symmetrie der Sprache, der Vernunft und der Reziprozität des Sozialen, sobald der Übergang von der Natur zur Kultur vollzogen ist. Das muß gezeigt werden, wenn es um den Übergang von der Paarung zum Paar geht. Aber festzuhalten ist die der Geschlechterspannung zugrundeliegende Differenz, die in den Zeiten der technokratischen Abstraktionen von der Naturbasis tendenziell vernachlässigt, wenn nicht gar unter dem Schlagwort der Heteronormativität als Ideologie geleugnet wird. Denn das Entscheidende ist, daß mit der Geschlechterdifferenz jenseits aller auf den Gender-Begriff reduzierten Konstruktionen zwingend sich verbindet, daß die einen schwanger werden und werden müssen und die anderen das grundsätzlich nicht sein können. Interessant ist in diesem Zusammenhang, daß die anatomische Grundform des Menschen zu Beginn der Embryogenese weiblich ist und relativ früh in ihr dann die männliche Entwicklung als ein Zusatz eintritt, wie wenn ein Schalter zur Erzeugung der Alterität herumgelegt wird. Auch wenn gegenwärtig die Relativität der Geschlechtsdifferenz und zwischen einem eindeutigen Pol für weiblich und für männlich eine abstufende Reihung stark betont werden, so ist doch nach wie vor die Geschlechterdifferenz von einer polaren Geschlechterspannung geprägt, für die vor allem steht, daß nur Frauen schwanger werden können und damit sie es werden können, ihre Eizellen von männlichen Spermien befruchtet werden müssen.

In diesem Zusammenhang ist außerordentlich instruktiv, daß in der altjüdischen Schöpfungsgeschichte, dem für unsere jüdisch-christlich geprägte Kultur maßgeblichen Herkunftsmythos, also in der zweiten, d. h. älteren Schöpfungsgeschichte von Genesis 2 und 3 zwar einerseits trotz impliziter matriarchaler Züge das patriarchale Menschheitsbild vorherrscht, indem schon im Namen Adam Mensch und Mann konvergieren und die Frau aus dem schon vorhandenen Leib Adams geschaffen wird,² andererseits aber die Sozialität als solche von vornherein wesentlich durch die Geschlechtsdifferenz strukturell ausgezeichnet ist. Das wird an einer wenig auffälligen Stelle besonders deutlich. Nachdem Adam aus Lehm geschaffen war, wurde er in den Garten Eden eingesetzt zu seinem Nutzen. Nachdem ihm verboten wurde, vom Baum der Erkenntnis von Gut und Böse zu essen (vom verbotenen zweiten Baum des ewigen Lebens erfährt nur der Leser des Mythos, aber nicht Adam), entschießt sich der Schöpfergott, dem Menschen eine – weibliche – Hilfe zu ‚machen‘, damit er nicht allein bleibe. Aber bevor er das tut, wird eine Episode dazwischen geschaltet, in der Adam die übrige Schöpfung vorgeführt wird, damit dieser sie benenne, denn so solle sie in Zukunft heißen. Diese Episode dient den Theologen im Sinne des sogenannten ‚adamatischen Menschenbildes‘ als Beleg dafür, daß der Mensch des danach sich ereignenden Sündenfalls, also der ungehorsamen Durchbrechung des Verbots, vom Baum der Erkenntnis zu essen, schon ein sittlich zurechnungsfähiges Subjekt ist, das mit dem Ungehorsam eine Sünde begeht, die im Sinne des Neuen Testaments dann als Erbsünde gilt. Diese Interpretation widerspricht aber der im Mythos von seinem Text her vorgesehenen Eigenschaft des Baumes der Erkenntnis und der Funktion des Ungehorsams, da nämlich mit ihm der Mensch von der Natur zur Kultur übergeht und in den Kulturzustand der Sittlichkeit überhaupt erst versetzt wird. In dieser Interpretation ist der Ungehorsam eben nicht der eines schon sittlichen Subjekts und ihm als Sünde zurechenbar, sondern ähnlich dem Ungehorsam eines dressierten Tieres, der sittlich eben noch nicht zurechenbar ist, aber gleichwohl nachträglich subjektiv als Schuld übernommen werden muß aufgrund der gleich bleibenden Identität des Leibes bzw. der leiblichen Positionalität des Selbst. Dieser Unterschied ist für die Architektur des Mythos aber ganz entscheidend.³ Im Sinne dieser eher soziologischen Lesart ist dann jene kurze vorausgehende Episode, in der Adam die Schöpfung benennen muß, als die Repräsentanz einer Konzeption zu werten, in der Adam zwar als ein Verstandeswesen mit schon vorhandener sprachlicher Kompetenz zu gelten hat,

² In der wahrscheinlich ca. 400 Jahre jüngeren Priesterschrift mit der sogenannten Genesis I wird dagegen ohne Hervorhebung des Männlichen schlicht festgestellt: „Gott schuf also den Menschen als sein Abbild; als Abbild Gottes schuf er ihn. Als Mann und Frau schuf er sie“ (Genesis 1, 27).

³ Vgl. dazu meine ausführliche Interpretation des Mythos in 2001, 2003, 2006, 2007, 2012.

aber noch nicht das Strukturmodell eines sittlichen Subjekts erfüllt, das sich die Kultur angeeignet hat und zu einem Bewußtsein von Schuld und der Endlichkeit des Lebens sowie zur Scham über die eigene Geschlechtlichkeit vorgedrungen ist. In dieser quasi monologischen, aber dennoch sprachkompetenten Verstandestätigkeit kann Adam schon den Part der verbindlichen Prädizierung seiner Welt übernehmen, aber das fällt noch in eine Sphäre der vor-sittlichen Kognition, die nicht nur nominalistisch zu fassen ist, sondern durchaus auch realistisch interpretiert werden kann.

Daß für dieses Wesen nun die Voraussetzungen seiner künftigen Sittlichkeit, also das, was für Hegel Gemeinschaftlichkeit in unserem Sinne ist, erst noch geschaffen werden müssen, kommt unmittelbar im Anschluß an diese Episode der prädizierenden Verstandestätigkeit außerordentlich folgenreich zum Ausdruck. Der Text fährt nämlich äußerlich bruchlos mit einem adversativen ‚Aber‘ fort: ‚... eine Hilfe, die dem Menschen entsprach, fand er nicht‘. Und nun setzt der Schöpfergott die schon angekündigte Erschaffung des Weibes fort. Dieses adversative ‚aber‘ an dieser Bruchstelle markiert also in aller Deutlichkeit die kategoriale Differenz zwischen einer bloß verstandesmäßigen, gleichwohl schon sprachkompetenten Kognition und einer sozial konstituierten Sittlichkeit des Subjekts der Art, daß für dessen Sozialität entscheidend ist, daß sie erst durch die Geschlechterdifferenz und -spannung hergestellt wird. Und es ist der weibliche Part dieser Sozialität, der mit der Erhörung der Empfehlung des ‚schlauesten aller Tiere‘ (also des Satans) den zur Weiterentwicklung notwendigen Ungehorsam vollzieht, nicht aus Gründen einer sündhaften Triebhaftigkeit, wie die alte Theologie es interpretierte, sondern aufgrund der großen Neugierde und des größeren Wagemutes. Der implizite Begriff von humaner Sozialität in diesem Herkunftsmythos basiert also auf der Geschlechterpolarität und -spannung. Sie ist das ganze Gegenteil von einem Sozialitätsbegriff, der diskurstheoretisch der Fleischlosigkeit der Modellierung der idealen Sprechsituation entspricht. Viel mehr ist die Gattenbeziehung unter der Bedingung der Reziprozität zwischen den je autonomen Subjekten der Gatten auf der Basis einer vorausgehenden unüberwindlichen kategorialen Verschiedenheit und potentiellen Feindschaft das Grundmodell von Sozialität. Ihr entspricht nicht das symbiotische Modell von Gemeinschaft wie in der Eltern-Kind-Beziehung, sondern das die Unüberwindbarkeit der polaren Verschiedenheit und Eigenart der je verschiedenen leiblichen Positionalität spannungsvoll zusammenschweißende Vereinigen einer basalen These und Antithese zu einer Synthesis, die sich in der Zeugung des neuen Lebens realisiert. Ohne das Inzest-Verbot wäre diese Verschiedenheit letztlich bloß einer biologischen Tatsache geschuldet. Durch das Inzest-Verbot wird sie basal als eine universale sozial-kategoriale Verschiedenheit eingeführt. Nicht das weibliche Gattungsexemplar als solches, sondern das nicht-

inestuöse ist das polare Gegenüber. Das ist mehr als eine bloß normativ hergestellte Verschiedenheit, denn ein Tabu ist viel tiefer verankert als eine normative, in der Regel kulturspezifische und revidierbare Festlegung. Die Polarität der Gattenbeziehung steht also für ein ganz eigenes Modell der Vergemeinschaftung an der Basis jeglicher Sozialität. Aus dieser Vergemeinschaftung erwächst dann erst als dritte Dyade der ödipalen Triade die Notwendigkeit der Vater-Kind-Beziehung, in der der männliche Erzeuger erst nachträglich, d. h. nach der Vollendung der weiblichen Schwangerschaft, zum Eltern wird.

4 Die Funktion des Inzest-Tabu

Diese Ausdifferenzierung von weiblich und männlich entbirgt nun das Dauerproblem, wie der ursprünglich überflüssige und nun der Pluralisierung dienende männliche Organismus gebunden wird, letztlich: wie er zum Vater und – als Voraussetzung dafür – vom Erzeuger zum Gatten wird. In der Hinführung zu diesem Folgeproblem müssen wir uns aber noch etwas anderes Grundlegendes klar machen.

Denn diese durch sexuellen Dimorphismus gewissermaßen von unten, von der evolutionsbiologischen Ausgangsbasis her eröffnete Möglichkeit der Pluralisierung des Genoms würde auf Dauer nicht greifen, wenn nicht etwas Wesentliches hinzukäme. Denn die Paarung würde ohne diesen Zusatz dieses Pluralisierungspotential gar nicht ausnutzen, weil sie mit großer Wahrscheinlichkeit unter engen Blutsverwandten, also aufgrund von gemeinsamer Affiliation genomisch Ähnlichen stattfinden würde – gewissermaßen nach dem Prinzip ‚Warum in die Ferne schweifen, wenn das Gute liegt so nah‘. Es muß also eine Regelung hinzugekommen sein, die solche blutsverwandtschaftlichen Allianzen unterbindet. Damit sind wir beim *Inzestverbot*, von dem man früher glaubte, daß es auf die Gattung Mensch beschränkt sei, von dem wir aber heute wissen, daß seine Anfänge weit in die Evolutionsstufen der sich sexuell reproduzierenden subhumanen Gattungen zurückreichen.

Es lohnt sich, hier einen kurzen Moment reflexiv innezuhalten. Aus zwei Gründen. Erstens ist dieses Inzestverbot eine höchst abstrakte Einrichtung, die sich organisch schlecht fixieren läßt, es ist insofern ein abstraktes soziales, evolutionslogisch gewissermaßen von oben nach unten reichendes, sich gewissermaßen phylogenetisch langsam vorbereitendes Prinzip. Deshalb liegt hier auch einer der wissenschaftshistorisch seltenen Fälle vor, in dem eine in der Soziologie und Kulturanthropologie, allerdings nicht in Deutschland, sich vollziehende Theorieentwicklung über Verwandtschaftsorganisation und das Inzesttabu, vor allem durch Claude Lévi-Strauss, die Biologen, insbesondere die Ethologen auf etwas

aufmerksam machte, auf das sie sonst so schnell nicht gekommen wären. Denn nachdem man die Bedeutung des Inzesttabus in der Kulturanthropologie erkannt hatte, wurde man auf Analogien bei den Ein- und Paarhufern, insbesondere bei den Bergezebras, erst aufmerksam.

Der zweite Grund: Das Inzesttabu ist deshalb ein sehr abstraktes soziales Organisationsprinzip, weil sich die Eigenschaft inzestuös, die in sich ein komplexes, mehrteiliges relationales Prädikat ist, nämlich beruhend auf gemeinsamer Abkunft von einem Elternpaar und damit etwas höchst egologisches, d. h. nur für eine auf gemeinsamer Abkunft von einem konkreten, partikularen Paar beruhende Gruppierung Geltendes, biologisch kaum exprimieren läßt. Diese Eigenschaft, inzestuös zu sein, gilt nur für das Verhältnis ganz weniger Individuen einer Gattung zueinander und funktioniert auch nur, wenn man sich, obwohl allgemein äußerlich nicht erkennbar, wechselseitig in dieser Eigenschaft erkennt. Die Eigenschaft ‚inzestuös‘ enthält also schon im Keim ein Individuierungsprinzip. Inzestuös sind jeweils für mich (und für ganz wenige andere) ganz wenige andere, die das für die meisten anderen nicht sind und ich bin notwendig reziprok dazu ebenfalls inzestuös für alle die wenigen, die für mich inzestuös sind, so daß man die berühmte Einsicht von Karl Valentin: ‚Fremd ist der Fremde nur unter Fremden‘ noch viel schärfer auf die Eigenschaft ‚inzestuös‘ anwenden kann: ‚Inzestuös ist der Inzestuöse nur unter Inzestuösen‘.

Wie könnte diese höchst partikulare und egologische, und gleichzeitig höchst abstrakte Eigenschaft organisch exprimiert sein? Das Einzige, was halbwegs dazu taugen würde, wäre so etwas wie akustische individuelle Stimmerkennung, wie sie bei Vögeln tatsächlich zu funktionieren scheint, oder Geruchswiedererkennung aufgrund von Pheromonen, auf jeden Fall die Wiedererkennung von singulären, individuellen Erkennungszeichen unter der zusätzlichen Bedingung, daß diese Wiedererkennung sich auf gemeinsame Abkunft bezieht und diese zum Inhalt hat. Diese Wiedererkennung ist natürlich in einer Gattung, deren individuelles Bildungsprinzip vor allem in der Individuierung zu einem singulären Subjekt besteht, das eine auf Verselbstung beruhende Identität entwickeln muß, kein Problem, sondern für die gesamte Ontogenese sogar das tragende Prinzip. Aber dazu bedarf es der beiden tragenden Säulen für den Übergang von Natur zur Kultur: der Sprache, die zwei Realitäten grundsätzlich nicht aufeinander rückführbar konstituiert: die Wirklichkeit des im Hier und Jetzt unmittelbar Gegebenen und die Realität der hypothetisch konstruierten Welt von Möglichkeiten, zum einen und der ödipalen Triade von Mutter-Vater-Kind zum anderen als basale Mitgliedschaftsgruppe für Provenienz. Wir sehen hieran, daß die relationale Struktureigenschaft von inzestuös evolutionslogisch in höchstem Maße eine Keimzelle der Individuierung – und damit auch von Bildung – ist.

Das Inzestverbot oder -tabu macht den sexuellen Dimorphismus als organische Voraussetzung der sexuellen Reproduktion entwicklungsbiologisch erst wirksam, indem es das Prinzip ‚der nächstbesten‘ Paarung wirksam verhindert.

Aber es ist bei den subhumanen Gattungen erst rudimentär ausgebildet, vor allem durch den Mechanismus der Vertreibung der geschlechtsreif gewordenen männlichen Exemplare aus der Herde, die in der Regel von einem männlichen Leitetemplar angeführt wird. Die vertriebenen Junggesellen vagabundieren dann außerhalb des Reviers ihrer Herkunftsherde. Dadurch werden der Mutter-Sohn- und der Geschwister-Inzest einigermaßen wirksam unterbunden, nicht aber der Vater-Tochter-Inzest. Allerdings kommt es dann auch zur Durchbrechung der anderen beiden Inzesttabu-Relationen, wenn zur Brunftzeit die vagabundierenden Junggesellen versuchen, das Herdenleittier aus dem Felde zu schlagen, also das passiert, was Freud sich in der These von der *Urhorde* zum Modell machte.

5 Das Inzest-Tabu in Freuds Theorie der psychosexuellen Entwicklung

Diese Urhordentheorie Freuds in *Totem und Tabu* (1912) ist zwar hoch spekulativ und so auch nicht haltbar, aber dennoch als theoretische Konstruktion des Inzest-Problems sehr instruktiv.

Denn in der subhumanen Biologie ist das, was dann für die humane Gattung zum Vaternord wird, die notwendige Normalität. Ein alt gewordener ‚Herdenführer‘ wird irgendwann im Kampf getötet oder vertrieben und durch den Sieger ersetzt, der Kreis hat sich geschlossen und der Zyklus beginnt von vorn. Die Struktur reproduziert sich, aber transformiert sich nicht. Im Vaternord der Urhorde verändert sich alles: die das alte Leittier tötenden Junggesellen verpflichten sich untereinander, daß keiner von ihnen die Position des Ermordeten einnimmt. Dazu gehört komplementär die der gemeinsamen Bindung zum Verzicht entsprechende Bindung einer Vergemeinschaftung durch Schuldbewußtsein, durch die gemeinsame Schuld der Ermordung dessen, der jetzt in der Position des Vaters steht und genau durch diese Konstellation strukturell zum Vater wird. Der erste Schritt zur Sittlichkeit. Das läßt sich nur realisieren, wenn sich die mordende Herde gleichzeitig verpflichtet, daraus keinen ‚egoistischen‘ Vorteil zu beziehen wie in der Logik der Natur selber; dazu also, daß niemand von ihnen ein weibliches Tier, jetzt eine Frau, aus der eigenen Herde, jetzt der eigenen Abstammungsgemeinschaft, nimmt: Eine zweite gemeinsame sittliche Bindung, die jetzt dem Inzesttabu entspricht. Aber woher nehmen sie dann ihre Frauen? Von einer anderen, tendenziell feindlichen, zumindest konkurrierenden Abstammungsgemeinschaft, für die reziprok dieselbe

Transformation zur Sittlichkeit gelten muß, d. h. es muß gattungswelt evolutiv eine Strukturtransformation sich vollzogen haben, die keinesfalls auf rationaler Planung und Verabredung beruhen kann.

Warum brauchte Freud diese Konstruktion? Um die Konstitution des Inzesttabus bzw. *der ödipalen Triade als Kulturtatsache* zu begründen.⁴ In den ‚Drei Abhandlungen...‘ (Freud 1905), der Begründung seiner Theorie der psychosexuellen Entwicklung, sind für uns zwei Thesen von zentraler Bedeutung, die in der sozialwissenschaftlichen Rezeption auffällig vernachlässigt, mißverstanden oder gar verleugnet wurden. Zum einen (I) propagiert Freud ein entlang den verschiedenen erogenen Zonen der Frühblüte der infantilen Sexualität sich entfaltendes *Stufenmodell der sexuellen Entwicklung von oral, über anal zu phallisch*, entsprechend der Errichtung der Schranken von Scham, Ekel und Moral, das zugleich ein Stufenmodell der sukzessiven Integration von Partialtrieben in Richtung auf die Synthesis des Primats der Genitalorganisation darstellt. *Diese Stufenentwicklung ist einerseits per Implikation nicht ein biologisch oder somatisch determinierter Prozeß der automatisierten Reifung*, also von daher nicht Natur sondern Kultur, *sie ist andererseits ausdrücklich nicht das Resultat bewußt intendierter und insofern kulturspezifischer elterlicher Erziehungspraktiken*, sondern die Folge eines ‚ubiquitären‘ Geschehens, also ein universaler, aber dennoch kultureller Prozeß.

6 Das bei Freud fehlende Theoriestück der sozialen Konstitution der individuellen Ontogenese

Wie man diese, der Inzesttheorie von Lévi-Strauss wahlverwandte Position eines kulturellen Universalismus theoretisch konsistent begründen und fassen konnte, war Freud allerdings rätselhaft. Er löste dieses Rätsel für sich vorläufig und heuristisch, indem er hier zum ersten Mal zu jenem Lamarckismus des Absinkens einer kulturellen Leistung der Gattungsentwicklung in das hereditäre Erbe griff, der später noch prominenter im ‚Mann Moses‘ eine tragende Funktion übernahm. Denn diese Stufenentwicklung wurde zwar als initiale universale Kulturleistung durch die Urhorde gefaßt, deren Eintreten in jeder einzelnen Ontogenese dann aber doch durch eine ‚organische Sexualkonstitution‘ gesichert erschien, die in einer fast

⁴ Dem entspricht, daß die Universalität des Inzest-Tabu selbst als eine Kulturtatsache gelten muß und damit die neu-kantianische Gleichung von universell = biologisch durchbricht. Das Inzest-Tabu gehört zur dritten Kategorie von universal + kulturell. Wäre es nicht so, stürzte die psychoanalytische Theorie mit einem Schlage zusammen, denn für sie ist tragend, daß ein universal geltendes, „ubiquitäres“ Inzest-Tabu über einem ursprünglichen Inzest-Wunsch errichtet wird.

Wie wir zu dem werden, was wir sind
Sozialisations-, biographie- und bildungstheoretische
Aspekte

Garz, D.; Zizek, B. (Hrsg.)

2014, IX, 300 S. 7 Abb., 1 Abb. in Farbe., Softcover

ISBN: 978-3-658-03538-9